

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-7371-0111-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Bettina Weiguny

Denn es ist unsere Zukunft

Junge Rebellinnen verändern die Welt -
von Greta Thunberg bis Emma González

Rowohlt · Berlin

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt · Berlin Verlag, Februar 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Covergestaltung Anzinger und Rasp, München

Coverabbildung thenounproject.com / Lizzy Gregory

Satz aus der Cardea bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-7371-0111-0

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Vorwort: Denn sie formen unsere Welt

Das erste Mal sah ich Greta Thunberg im Januar 2019. Es war in Davos, am Rande des Weltwirtschaftsforums in den Schweizer Bergen. Sie war mit dem Zug aus Schweden angereist, hatte ihr «Schulstreik»-Plakat mitgebracht und hockte vor einem riesigen Schneeberg, umringt von Journalisten und Fotografen aus aller Welt. Auch Manager und Milliardäre reckten die Hälse, um einen Blick auf die sechzehnjährige Klimaaktivistin zu erhaschen und ihre schwerwiegenden Vorwürfe zu hören, die sie gegen die Generation ihrer Eltern erhebt. Wie ein Komet war sie auf den Bühnen der Weltöffentlichkeit eingeschlagen.

Ein Jahr später war sie wieder vor Ort, diesmal nicht allein. Ein Dutzend Rebellinnen im Teenageralter, die eigentlich in der Schule hätten sein müssen, setzten sich im Januar 2020 für die Belange ihrer Generation ein, die jüngste von ihnen war gerade einmal dreizehn Jahre alt. Zum ersten Mal in der Geschichte des Weltwirtschaftsforums hatten die Veranstalter Jugendliche eingeladen, die das Zeug zum «Changemaker» haben – die bewiesen haben, dass sie die Welt verändern wollen und dies auch können.

Während dieses Gipfeltreffens in Graubünden entstand die Idee zu diesem Buch. Denn schnell war klar: Hier bricht sich etwas ganz Neues Bahn. Hier erhebt eine Generation die Stimme, die anpackt, ihre Zukunft gestaltet und nicht gewillt ist zu warten, bis sie erwachsen ist. Die Anführerinnen versammeln Jugendliche auf der ganzen Welt hinter sich, die für das Klima und ge-

gen die Waffenlobby, gegen Kinderehe und Diskriminierung demonstrieren. Sie fordern ihr Recht auf Bildung und Gleichberechtigung ein, erfinden Testkits, um die Qualität von Trinkwasser zu überprüfen, und Roboter, die Plastik aus den Meeren fischen. Sie sind mutig, eloquent, belesen und wissbegierig. Wie Profis beantworten sie alle Fragen freundlich, aber bestimmt, auch Provokationen kontern sie gelassen. Zwischendurch vergisst man, dass sie zum Teil noch Kinder sind. Bis sie plötzlich loskichern, herumalbern, auf ihren Stühlen kipeln und beglückt Schokoriegel knabbern. Wer mit ihnen sprechen will, muss sich an ihre Mütter wenden, die mit Argusaugen Terminkalender und Social-Media-Accounts verwalten. Denn es gilt auch, die jungen Menschen vor Anfeindungen zu schützen.

Corona hat sie alle zurückgeworfen. Plötzlich gab es keine Bühnen mehr, die sie hätten bespielen können. Plötzlich blieb ihnen nur noch die virtuelle Welt, um für das Klima zu streiken und für eine gerechte Zukunft zu kämpfen. Aber das Netz ist nicht das echte Leben. Corona ist für diese Generation ein Rückschlag unbekanntem Ausmaßes. Es werden wieder mehr Mädchen zwangsverheiratet, Schulen wurden geschlossen, die Schüler nach Hause geschickt, und ob die Kinder je zum Lernen zurückkehren, ist vielerorts ungewiss.

Die Folgen für dieses Buch waren weniger drastisch. Zwar wurden persönliche Treffen schwieriger, dafür hatten die jugendlichen Rebellinnen mehr Zeit und Muße für den direkten Austausch: Wozu gibt es schließlich Zoom und Skype? In den Terminkalendern, für gewöhnlich getaktet wie die von Top-Managern, war plötzlich wieder Luft, nicht anders als bei Geschäftsleuten. So lernte ich manch ein Kinder- und Jugendzimmer kennen, traf die Rebellinnen zu Hause mit ihren Eltern an, die kurz in die Kamera winkten, um zu sehen, mit wem

die Tochter da jetzt redet. Mal bellte der Hund im Hintergrund, mal brachte ein Mädchen ihr Lieblingsstofftier zum verabredeten Zoom-Meeting mit.

So ist dieses Porträt einer rebellischen und sehr jungen Generation entstanden. Das Buch stellt die Hauptakteure vor und geht grundsätzlichen Fragen nach: Woher kommen all die kämpferischen Rebellinnen? Was treibt sie an? Was eint die «Generation Greta»? Erleben wir die Entstehung einer weltumspannenden Bewegung, oder handelt es sich nur um starke Aktionen Einzelner? Wer bringt die Jugend auf die Straße, und wer dirigiert sie?

Es ist ein Buch für alle, die die weltweite Aufregung um Greta Thunberg verstehen wollen. Für alle, die die Welt verändern wollen, aber denken, sie seien zu klein, jung und unwichtig dafür. Es ist ein Buch für alle Jung-Revolutionäre und auch für ihre Eltern. Und ganz bestimmt sollten es die Entscheider aus Wirtschaft und Politik lesen, bevor sie vorschnell Broschüren zur Verantwortung von Unternehmen für nachhaltige Entwicklung – die blumig formulierten Lobgesänge auf die sogenannte Corporate Social Responsibility – in Auftrag geben oder sich großspurig «Green Deal» auf die Fahnen pinseln. Die jungen Aktivisten nehmen sie beim Wort! Sie gehen uns alle an. Denn sie formen unsere Welt.

1.

Achtung, die Mädchen kommen!

Wie alt muss man sein, um gegen die waltenden Umstände zu rebellieren? Achtzehn Jahre, sechzehn oder nur zehn? Naomi Wadler ist gerade einmal elf Jahre alt, als sie vor 800 000 Menschen auf der Bühne steht, um ihre zarte Stimme gegen Waffengewalt und die Diskriminierung afroamerikanischer Mädchen zu erheben. Memory Banda ist zwölf, als sie in Malawi mutig vor die Dorfältesten tritt, um sich gegen Kinderehe und grausame Riten zur Wehr zu setzen, die das bis dahin unbeschwerte Leben ihrer jüngeren Schwester zerstört haben. Amika George demonstriert mit siebzehn Jahren in der Downing Street, damit die britische Regierung etwas gegen die «Menstruationsarmut» unternimmt. Isabel und Melati Wijsen sind zehn und zwölf, als sie die Initiative «Bye Bye Plastic Bags» gründen, um die indonesische Regierung endlich dazu zu bringen, gegen die Vermüllung des Inselparadieses vorzugehen. Zwei Jahre später treten sie – «wie Gandhi» – in den Hungerstreik, weil ihnen niemand aus der Politik zuhören will. Dafür hätten sie ins Gefängnis kommen können, es war ihnen egal. Ellyanne Wanjiku wird mit neun Jahren zur Aktivistin und pflanzt in Kenia Bäume, um ihr Land, die Natur und das Klima zu retten.

Sie alle und viele mehr sind die Heldinnen dieses Buchs. Gemeinsam ist ihnen ihr politischer Wille, ihre Chuzpe, ihr Mut und die wilde Entschlossenheit, mit der sie auf die Bühne des Weltgeschehens treten, auf der sie eigentlich nicht vorgesehen sind.

Denn sie sind doch noch Kinder! Sie dürfen nicht wählen. Sind zu jung, um den Führerschein zu machen oder sich einen Instagram-Account anzulegen. Andere in ihrem Alter schauen Serien auf dem Smartphone, spielen mit Puppen oder am Computer und akzeptieren die Welt um sich herum, wie sie ist. Die Rebellinnen tun das nicht. Sie wollen etwas verändern, nehmen es dafür mit den Erwachsenen auf, brechen mit Traditionen. Sie legen sich mit den Mächtigen dieser Welt an und bieten multinationalen Großkonzernen und Politikern die Stirn. Die meisten von ihnen gehen noch zur Schule – wenn sie nicht gerade für das Klima streiken oder ihr Recht, als Mädchen die Schule besuchen zu dürfen, erst einfordern müssen.

Für Weltverbesserer gibt es also im 21. Jahrhundert kein Mindestalter. Das lehrt uns eine neue Generation junger Rebellinnen, die gar nicht erst darauf warten, erwachsen zu werden, sondern direkt losstürmen. Greta Thunberg war sechzehn Jahre alt, als sie mit ihrem «Schulstreik für das Klima» eine weltweite Welle losgetreten hat, die ihresgleichen sucht. Und sie betont wieder und wieder: «Niemand ist zu klein oder zu unbedeutend, um die Welt zu verändern.»

Innerhalb von zwei Jahren ist die schwedische Schülerin zu einer der wichtigsten politischen Stimmen der Welt geworden, die von Millionen Menschen bewundert oder belächelt, verherrlicht und verachtet wird. Sogar Staatschefs und Konzernlenker hat sie gelehrt, dass sie eine Greta Thunberg zwar mit Häme überschütten können, aber auf gar keinen Fall unterschätzen sollten. Denn Greta ist nicht allein. Hinter ihr steht ein Heer von Kinder-Aktivistinnen. Und hinter diesen – nur einen Tweet entfernt – eine ganze Generation. Eine einzige Rede, ein gezielter Angriff vermag Weltkonzerne zu erschüttern, Karrieren von Großmanagern zu zerstören.

Überall erobern Kinder das politische Parkett, nicht als dekoratives Beiwerk, sondern als Hauptakteure, als teuer bezahlte «Top-Speaker», als die sie angekündigt und hofiert werden. Das hat es bis vor kurzem nicht gegeben. Im Jahr 2020 aber gehört es zur neuen Realität. Wo immer die Mächtigen der Welt zusammenkommen, um die Themen der Zukunft zu debattieren, da ist die Jugend nicht weit. Die jungen Rebellen mischen sich unter Regierungschefs und ihre Minister, unter Konzernlenker, Top-Banker und Nobelpreisträger. Sie fordern ihre Rechte auf Konferenzen der Vereinten Nationen ein, kämpfen vor der Weltbank und auf dem Weltwirtschaftsforum für eine bessere Zukunft.

Erstaunlicherweise sind besonders viele Mädchen darunter, und mehr noch: Wohl erstmals in der Geschichte erheben vor allem nicht-weiße Mädchen ihre Stimme gegen eine Welt, die von weißen Männern geprägt wurde. Und zwar überall, in Amerika wie in Europa, in abgelegenen Dörfern Afrikas wie auf winzigen Inseln im Südpazifik, die mit dem weiteren Anstieg des Meeresspiegels unterzugehen drohen. Naomi Wadler, geboren in Äthiopien, adoptiert und in Washington D. C. aufgewachsen, bringt auf den Punkt, was die Rebellinnen umtreibt: «Gegen Menschen wie mich sprechen nur zwei Dinge: dass ich schwarz und ein Mädchen bin. Das macht mich wütend.» Denn es ist ungerecht.

Viele von ihnen wurden von Greta Thunberg, der Heldin einer ganzen Generation, inspiriert und ermutigt, ihr nachzueifern. Die «Generation Greta» wurde so sprichwörtlich. Die Anliegen sind unterschiedlicher Natur, mal sind es kleine, lokale Angelegenheiten, mal die großen, globalen Zusammenhänge. Stets aber geht es um Gerechtigkeit, um Chancengleichheit. Drei Dinge treiben sie vor allem um: Sie wollen die Erde retten; sie kämpfen für ihre Rechte als Mädchen, wollen selbst bestimmen,

wer sie sind, und sich nicht mehr vorschreiben lassen, wie sie zu leben haben; und sie wollen die Benachteiligung von Minderheiten beenden, von Schwarzen, indigenen Völkern oder auch illegalen Einwanderern.

Die meisten von ihnen haben ein allgemeines politisches Anliegen. Wenn es zudem um die Umwelt geht, zeichnet sich die Generation aber auch durch naturwissenschaftliche Kenntnisse und ganz praktische Erfindungen aus.

Sie alle fordern, was ihnen zusteht. Was Politiker ihnen seit Jahren versprochen haben, ohne es einzulösen. Denn wie soll ein Mädchen in Sambia sein Recht auf Bildung wahrnehmen, wenn es im Alter von elf oder zwölf Jahren an einen sechzigjährigen Mann verheiratet wird und fortan in dessen Haushalt schuften muss und ein Kind nach dem anderen bekommt? Wer würde da von gleichen Bildungschancen für alle und von Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau reden? Wer glaubt, dass diese Mädchen eine selbstbestimmte Zukunft vor sich haben?

Niemand. Und ob es nun naiv ist oder einfach nur grenzenlos optimistisch, die jungen Protagonistinnen dieses Buches sind überzeugt, die Verhältnisse ändern zu können. Erste Erfolge – große und kleine – geben ihnen recht: Den Wijzen-Schwestern ist es zu verdanken, dass die Regierung von Bali Einwegplastik auf der Insel verboten hat. Eine fünfzehnjährige Kanadierin ringt Premier Justin Trudeau als offizielle Wasserbeauftragte der First Nations das Versprechen ab, bis 2022 die Indianerreservate mit sauberem Trinkwasser zu versorgen. Ein junges Mädchen aus Sambia macht weltweit gegen die Kinderehe mobil. «Ich mache weiter», so droht sie, «bis alle Regierungen das verbieten.» Viele Kommunen in Malawi haben auf Druck von Memory Banda und ihren Freundinnen dem grausamen Brauch ritueller Vergewal-

tigungen junger Mädchen ein Ende gesetzt. Ohne Mari Copeny hätte die amerikanische Stadt Flint vermutlich bis heute keine Aussicht auf bleifreie Wasserleitungen. Und ohne Marley Dias und ihre Aktion #1000BlackGirlsBooks müssten schwarze Kinder immer noch ausschließlich Heldengeschichten über «weiße Jungs und ihre Hunde» an den Schulen lesen.

Die Vorbehalte gegen die «Teen-Rebels», wie sie im englischen Sprachraum tituliert werden, sind zum Teil groß. Manche sehen in ihnen nur eloquente Karrieristen der grünen Art oder aber die Strategen von morgen, die in zehn Jahren einen Master of Business Administration in der Tasche haben und bei McKinsey anheuern. Andere wiederum argwöhnen, dass die jungen Leute gar nicht ihrem eigenen Willen folgen, sondern als Marionetten von Eltern oder Interessengruppen vorgeschickt werden – instrumentalisiert für Themen, die allein durch die Kombination von globalem Anliegen und kindlichem Auftreten so großartig funktionieren.

Wer den Teenagern zuhört, stellt schnell fest: Die Erwachsenen sollten endlich anfangen, diese Generation ernst zu nehmen. Denn sie hat längst begonnen, unsere Welt zu verändern. Ihre Anführer sind extrem selbstbewusst, radikal in den Ansichten, geschliffen im Auftritt, voller Energie und vom Willen getrieben, ihre Ziele durchzusetzen. Gegen alle Widerstände in der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Politik. Denn es ist ihre Zukunft, für die sie kämpfen.

Wer aber sind die Rebellinnen unserer Zeit? Was gärt in ihnen, wie stellen sie sich ihre Zukunft vor, und woher nehmen sie den Mut, gegen die Alten und Mächtigen anzutreten? Wie operieren sie, wie mobilisieren sie die Massen? Und warum erlangen gerade sie, die eben noch völlig unbekannt waren, in kürzester Zeit Heldenstatus?

Naomi Wadler ist inzwischen vierzehn Jahre alt. Sie hat einen Manager und eine Agentur, die ihre Verträge aushandelt. Bei ihrer ersten Rede auf dem «March for Our Lives» am 24. März 2018 in Washington D. C. musste die Mutter der damals Elfjährigen noch helfen, ihren Gedanken eine vernünftige Struktur zu verleihen. Heute weiß Wadler, wie man eine Rede schreibt. Und wie man sie vorträgt. Und sie weiß, worüber sie spricht. «Ich hasse es, wenn Erwachsene mich nicht für voll nehmen und mir die Welt erklären wollen», sagt sie am Rande des Weltwirtschaftsforums in Davos, auf einer Fahrt im Shuttlebus durch die Schweizer Berge. Noch mehr hasst sie es, «wenn Leute mich süß finden». Denn sie ist nicht «süß», sie ist eine Rebellin. Das meint sie bitterernst.

Teenie-Aktivistinnen wie Wadler kommen freilich nicht aus dem Nichts, sie haben Vorläufer, Vorbilder, Wegbereiter. Mutige junge Menschen, die in den vergangenen Jahrzehnten aufbegehrt haben gegen menschenunwürdige Lebensverhältnisse, Ungerechtigkeit oder gewalttätige Regimes. Teenager, die gekämpft haben für die Rechte von Frauen, Kindern, Minderheiten. Die Sorge um das Klima kam erst später dazu, sie ist ein relativ junges Phänomen. Was die heutige Generation in ihrem Protest aber vor allem von früheren unterscheidet, sind die technischen Bedingungen. Die Vorläufer konnten sich nicht so leicht und schnell vernetzen; sie hatten bisweilen nicht einmal die Möglichkeit, außerhalb ihres Dorfes gehört zu werden, geschweige denn Massen zu mobilisieren oder sich mit einem Klick über ihre Rechte oder die Verhältnisse in anderen Ländern der Welt zu informieren. Fast jede Rebellin der «Generation Z», also der zwischen 1997 und 2012 Geborenen, sagt, der erste Schritt zum Aktivismus sei die Recherche im Internet.

Den Generationen vor ihnen fehlte der freie Zugang zu Wissen, zu Informationen und Erkenntnissen der Wis-

senschaft, den heute jeder, der einen Laptop oder ein Smartphone hat, permanent bei sich führt. Zudem fehlte das, was heute unter «Social Media» zusammengefasst wird, die Welt der virtuellen Netzwerke, in denen sich die Jugendlichen so behände bewegen. Ein Tweet genügt, um sich weltweit Gehör zu verschaffen und Menschen in den hintersten Ecken Europas und Asiens aufzurütteln. Anders wäre es nicht möglich, so schnell zur Ikone einer Jugendbewegung aufzusteigen, wie es Greta Thunberg gelang.

Ihre Vorgänger waren weitgehend auf sich gestellt. Einige von ihnen haben einen hohen Preis für ihren Mut bezahlt, ohne dass ihr Schicksal es an die große Öffentlichkeit geschafft hat. So wie Claudette Colvin. Die fünfzehnjährige Afroamerikanerin beehrte 1955 in Alabama gegen die Rassentrennung auf, die es Schwarzen verbot, im Bus sitzen zu bleiben, wenn ein Weißer den Platz für sich beanspruchte. Colvin hatte in der Schule an einem Aufsatz gearbeitet, der sich mit der Segregation befasste. Auf dem Rückweg von der Schule dann, am 2. März 1955, weigerte sie sich, für eine junge weiße Frau aufzustehen, woraufhin sie festgenommen wurde. Das geschah neun Monate bevor die bekannte Bürgerrechtlerin Rosa Parks mit Anfang vierzig das Gleiche tat und damit landesweite Proteststürme auslöste. In einem Gerichtsverfahren klagte Colvin mit drei anderen schwarzen Frauen gegen die Stadt Montgomery. Der Fall «Browder gegen Gayle» ging bis vor den Supreme Court, der den Klägerinnen recht gab. Es war einer der entscheidenden Siege, die der Bürgerrechtsbewegung zum Durchbruch verhelfen und die Rassentrennung in Amerika beendete. Colvins Name tauchte in der Geschichte indes lange nicht auf. Als Jugendliche taugte sie nicht zur Heldin, befanden die Bürgerrechtler damals und prangerten nicht ihren Fall, sondern den der zwei-

undvierzigjährigen Parks öffentlich an. Heute würde es vermutlich anders laufen. Gerade die Jungen haben das Zeug zur Ikone.

Ein anderer Vorgänger ist Iqbal Masih, ein Junge aus Pakistan, der im Alter von vier Jahren für umgerechnet zwölf Dollar an den Besitzer einer Teppichfabrik in Muridke nahe Lahore verkauft wurde. Dort musste er zwölf Stunden am Tag Teppiche knüpfen, sechs Jahre lang, meist war er dabei an den Knüpfstuhl gekettet. Mehrere Fluchtversuche scheiterten, mit zehn Jahren aber konnte er schließlich entkommen. In Freiheit schwang er sich zum Führer einer Arbeiterbewegung auf, die sich gegen Kindersklaverei einsetzte. Er verhalf dreitausend Kindern zur Flucht aus der Knechtschaft, trat international auf. Mit zwölf durfte der Junge, der durch die jahrelange Bewegungsarmut, Arbeit und Hunger viel zu klein und schwächlich für sein Alter war, in New York einen Menschenrechtspreis entgegennehmen. Kurze Zeit später, am Ostersonntag 1995, wurde er in seiner Heimat erschossen. Die Umstände des Mordes wurden nie gänzlich geklärt. Sein leuchtendes Beispiel aber hat andere dazu bewegt, sich ebenfalls gegen die Ausbeutung von Kindern zu engagieren. So gründete etwa der zwölfjährige Kanadier Craig Kielburger noch im gleichen Jahr mit elf Freunden die gemeinnützige Organisation «Free the Children». Das internationale Netzwerk, das von Kindern und Jugendlichen geführt wird, besteht bis heute, baut Schulen, Gesundheits- und Trinkwasserstationen und war mehrfach für den Friedensnobelpreis nominiert.

Manchmal bedarf es nur eines kleinen, mitunter zufälligen Auslösers, damit in einem Kind das Rebellentum erwacht. In den meisten Fällen hat dies mit einem persönlichen Erlebnis zu tun. So war es bei Thandiwe Chama in Sambia. Sie wuchs in einer ärmlichen Umgebung

auf dem Land auf. 1999, sie war damals acht Jahre alt, musste die Schule in ihrem Dorf schließen, weil so viele Lehrer an Aids gestorben waren. Chama bestand auf ihrem Recht auf Bildung und überredete ihre sechzig Mitschülerinnen zu einem Protestmarsch in den nächstgelegenen Ort, um die dortige Schule um Aufnahme zu bitten. Das war der Anfang ihrer Karriere als Aktivistin.

Bei dem bayerischen Schüler Felix Finkbeiner wiederum war ein Referat über den Klimawandel, gehalten in der vierten Klasse, der Auslöser: Mit neun Jahren, 2007, beschließt der Starnberger Junge, die Welt zu retten, indem er Bäume pflanzt. Er gründet «Plant-for-the-Planet», eine Organisation, über die Kinder in jedem Land der Welt eine Million Bäume pflanzen und die mittlerweile die «Billion Tree Campaign» der Vereinten Nationen leitet. Felix wurde später mit Auszeichnungen überhäuft, bis hin zum Bundesverdienstkreuz, er sprach mit dreizehn Jahren vor der UN-Vollversammlung in New York, zählt heute zu den einflussreichsten «Green Giants» und wurde von dem internationalen Verband «Junior Chamber International» als eine der «Ten Outstanding Young Persons of the World» ausgezeichnet.

Eines allerdings ist nicht ihm, sondern erst seiner Nachfolgerin Greta Thunberg zehn Jahre später gelungen: die Klimakrise in die Mitte des gesellschaftlichen Diskurses zu bringen. «Erst jetzt sprechen wir über Wochen und Monate jeden Tag über die Klimakrise», sagt Felix Finkbeiner 2019 auf einer Jugendveranstaltung in Frankfurt. «Das ist ein unglaubliches Verdienst von Greta.»

Die zehn Jahre, die zwischen ihm und Greta Thunberg liegen, sind entscheidend für den Aufstieg des Jugendaktivismus, wie wir ihn heute erleben. Ein weiterer wichtiger Faktor ist die schiere Anzahl der jungen Leute.

Die Jugend bildet schon rein zahlenmäßig eine gewaltige Macht: Zwei Fünftel der Weltbevölkerung sind unter fünfundzwanzig Jahre alt, das sind mehr als drei Milliarden Menschen. Was lässt sich da an Dynamik mobilisieren, wenn erst einmal die richtigen Themen gesetzt sind!

Die jungen Leute haben Waldbrände und Überflutungen erlebt, durch Wirbelstürme oder Erdbeben ihr Zuhause verloren. Sie sehen den Müll an ihren Stränden und die vertrockneten Ernten auf ihren Feldern. Sie haben die leeren Versprechen von Politikern gehört. Und nun lassen sie sich nicht mehr abspeisen mit warmen Worten oder wohlklingenden Ehrungen. Die Aktivisten rund um den Globus erheben ihre Stimme, stellen Forderungen und sind nur anfangs überrascht, dass sie Aufmerksamkeit bekommen. Denn ob es den Mächtigen passt oder nicht, die jungen Rebellen haben eine unglaubliche Kraft entwickelt, die Politik und Wirtschaft zum Handeln zwingt. Sie sind nicht mehr einfach nur Aktivisten, sondern «Changemaker», eine Bewegung, die die Welt verändert.

Eine Soziologin, die sich seit Jahren intensiv mit den Jugendbewegungen beschäftigt, ist Martina Gille vom Deutschen Jugendinstitut in München. Sie hat in eigenen Studien und durch Auswertung der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften, die sogenannten Allbus-Erhebungen, festgestellt, dass es eine «bemerkenswerte politische Mobilisierung» unter den jungen Menschen gibt. Von wegen apathische Jugend!

Was haben wir nicht alles gehört über eine ichzentrierte, verzogene und allseits verwöhnte Generation, die nur an das nächste Selfie denkt. Ist die Generation Z vielleicht ganz anders als allgemein angenommen? Interessiert sie sich womöglich mehr für die großen Schicksalsfragen der Menschheit als für die Inszenierung ihrer kleinen Welt auf Instagram? Oder dienen

die Demonstrationen und Proteste nur als Hintergrund und Staffage für ihre Social-Media-Auftritte? So lautet zumindest ein häufig vorgebrachter Vorwurf der Altvorderen. Die Freitagsdemo als reine Folklore? So einfach ist es sicher nicht, auch wenn eine Portion «Happening» dazugehört, wie der Leiter der Stiftung für Zukunftsfragen in Hamburg, Ulrich Reinhardt, vermutet: «Man ist mit anderen bei einer Aktion – und das ist für viele attraktiver, als zur Schule zu gehen.»

Nicht anders war es, als die heute Fünfzig- oder Sechzigjährigen früher gegen Atomwaffen in Europa auf die Straße gingen, gegen Atomenergie und Waldsterben, gegen den Irakkrieg oder die Landebahn West am Frankfurter Flughafen. «Natürlich spielt das auch heute für die junge Generation eine Rolle bei ihren Aktionen.» Trotzdem ist sich Ulrich Reinhardt sicher: «Wir haben jetzt eine Generation, die politisch interessierter ist als noch die Generation davor. Sie sind bereit, Verantwortung zu übernehmen, verlassen sich nicht auf die Elterngeneration, sind pragmatisch und idealistisch zugleich.» Es wächst hier die erste politisch aktive Generation seit den Achtundsechzigern heran.

All dies wäre undenkbar ohne Malala, das «Schulmädchen aus Pakistan». Mit ihr muss ein Buch über die Rebellinnen im 21. Jahrhundert beginnen. Ohne ihr Schicksal, das die Welt erschüttert hat, hätte die Bewegung junger Mädchen kaum derart Fahrt aufgenommen. Sie ist das Vorbild, das Role Model dieser Generation.

Malala Yousafzai wird 1997 in den Bergen Pakistans geboren, unweit der Hauptstadt Islamabad. Dort gibt es zu der Zeit einige Mädchenschulen, was ziemlich ungewöhnlich ist für ein Land, in dem die Bildung von Mädchen ganz weit unten auf der Agenda steht. Noch ungewöhnlicher ist die Persönlichkeit von Malalas Vater, einem Feministen, der vor ihrer Geburt eine solche Schu-

le im Swat-Tal gegründet hat und leitete. Für ihn ist es selbstverständlich, dass auch seine Tochter zur Schule gehen und lernen soll. Dass Malala dies will, ist offenkundig. Das Mädchen ist wissbegierig und eifrig, sie liest viel und bekommt gute Noten. Wie viele andere Mädchen auch. Dann aber erobern die Taliban die Region und übernehmen die Kontrolle. Die islamistischen Kämpfer verbannen die Mädchen aus den Schulen. Bildung ist in ihren Augen nur etwas für Jungs. So habe Allah das im Koran vorgeschrieben. Die Mädchen dürfen nur mehr mit einem Schleier aus dem Haus gehen.

Malala wehrt sich. Sie will weiter lernen, die Schule besuchen. So wie die Jungs in ihrem Ort auch. Malala schreibt für die britische BBC einen Internetblog, das «Tagebuch eines pakistanischen Schulmädchens», über ihre Ängste und den Alltag unter der Herrschaft der Taliban. Darin notiert sie so gefährliche Dinge wie: «Für meine Brüder ist es einfach, über die Zukunft nachzudenken. Sie können alles werden, was sie wollen. Aber für mich ist das hart, und deswegen will ich zur Schule gehen und selbst bestimmen, was ich will.» Ohne Schule, das ist ihr klar, würde sie keinen guten Beruf ergreifen können, sondern sich fügen müssen in das von den Islamisten vorgesehene Bild: früh heiraten, kochen und Kinder bekommen. «Ich wollte nicht, dass mein Leben so wird.» Den Blog schreibt Malala unter dem Pseudonym «Kornblume», niemand weiß anfangs, wer dahintersteckt, wer dieses Schulmädchen aus Pakistan ist.

Dies bleibt so bis zum Jahr 2009, als die pakistanische Armee die Taliban vertreibt. Malala ist zu diesem Zeitpunkt zwölf, die Befreiung macht ihr Mut. Von da an spricht sie offen im Fernsehen über das Recht auf Bildung. Sie gibt Zeitungen Interviews und hält Vorträge. Sie wagt das vorher Undenkbare und erhebt sich öffentlich gegen die Diskriminierung, organisiert Proteste ge-

gen die Schließung von Mädchenschulen. Jetzt weiß jeder im Land, wer sie ist: für die einen eine Heldin, für die anderen eine gottlose Aufwieglerin. Ihr Gesicht steht für den Kampf junger Frauen um Gleichberechtigung und Bildung. 2011 wird ihr sogar der Jugendfriedenspreis der pakistanischen Regierung verliehen. Doch Malala ist bewusst, in welche Gefahr sie sich begibt. Sie hat Angst, sagt sich aber zugleich: «Die Taliban erschießen keine kleinen Mädchen.» Das wird ihr zum Verhängnis.

Als sie am 9. Oktober 2012 mit Freundinnen im Schulbus nach Hause fährt, wird dieser von bewaffneten Männern angehalten und gestürmt. «Wer ist Malala?», fragen sie. Keines der Mädchen antwortet, aber einige blicken Malala an und verraten sie so unabsichtlich. Da schießen die Terroristen der Schülerin aus nächster Nähe in den Kopf. Auch zwei Freundinnen werden angeschossen.

Nur durch ein Wunder überlebt Malala das Attentat. Tagelang kämpft die Fünfzehnjährige in einem pakistanischen Militärkrankenhaus um ihr Leben, danach wird sie in ein auf Schusswaffenverletzungen spezialisiertes Militärhospital in Birmingham verlegt. Ihre Geschichte geht damals um die ganze Welt.

An ihrem sechzehnten Geburtstag hält die Genesene wieder eine Rede, diesmal in New York vor den Vereinten Nationen, es ist der 12. Juli 2013. Die Taliban hätten es nicht geschafft, ihr den Mut zu nehmen, sagt sie. Und sie werde weiter dafür kämpfen, dass Mädchen auf der ganzen Welt zur Schule gehen dürfen. Ein Jahr später wird ihr der Friedensnobelpreis verliehen, als jüngste Ausgezeichnete in der Geschichte.

In der Folge schreibt Malala eine Autobiographie, gründet eine Stiftung und studiert in England. Pakistan ist zu gefährlich für sie und ihre Familie. Die Taliban drohen immer wieder damit, sie umzubringen, sollte sie

in die Heimat zurückkehren. «Ein Kind, ein Lehrer, ein Buch und ein Stift können die Welt verändern», sagte sie in New York. Das ist nicht viel. Und macht doch für jedes einzelne Kind einen gewaltigen Unterschied. So wie für sie selbst.

Malala wurde zur ersten Rebellin, die es zu weltweiter Berühmtheit brachte. Ohne sie sind die Gretas, Emmas, Payals, Memorys und Naomis nicht denkbar. Ihr Schicksal hat gezeigt, dass niemand zu klein, jung und unbedeutend ist, um etwas zu bewegen. Dass es sich lohnt loszulaufen, anzufangen, auch wenn man nur ein unscheinbares Schulmädchen aus Pakistan ist. Allerdings hätte Malala ihr Aufstieg zum berühmten Vorbild um ein Haar das Leben gekostet.

Dank Twitter und Co. geht der Aufstieg zur Teenie-Heldin heute rasend schnell. Zwischen Greta Thunbergs einsamem Schulstreik, den sie am 20. August 2018 vor dem Schwedischen Reichstag in Stockholm begann, und ihrer Einladung, Anfang Dezember 2018 auf der UN-Klimakonferenz in Katowice zu sprechen, lag kaum mehr als ein Vierteljahr.

An einem kalten Wintertag Ende Februar 2020 kommt es in Großbritannien zum Treffen der zwei jungen Rebellinnen, nur wenige Tage bevor die Welt die Wirtschaft runterfährt, Läden, Fabriken, Schulen geschlossen werden, der Flugverkehr eingestellt wird. Es sind die Tage, als das Coronavirus Europa erreicht, die Länder ihre Grenzen schließen und ihre Bewohner in die Isolation zwingen. «Social Distancing» ist das Schlagwort der Stunde, als Covid-19 von der Weltgesundheitsorganisation zur Pandemie erklärt wird. Sie sitzen auf einer Holzbank in Oxford und reden. Malala ist inzwischen Anfang zwanzig und studiert an der renommierten Universität. Sie trägt einen dunklen Wollblazer, eine elegante dunkle Hose, ein beiges Kopftuch lose über

das schwarze Haar geschlungen. Die Jüngere neben ihr mit langem Zopf und lila Steppmantel drängt sich eng an sie heran. Schmächtig ist die Teenagerin aus Schweden und ziemlich blass, aber sichtlich stolz. Sie wirkt wie zwölf, ist aber siebzehn Jahre alt. Nach dem Treffen postet Greta Thunberg auf Twitter: «So ... today I met my role model. What else can I say? @Malala». Zwei starke Mädchen haben sich gefunden.

Streng genommen gibt es für Greta ein noch früheres Vorbild: Severn. Man könnte sie auch die «Ur-Greta» nennen, wenn das nicht so komisch klänge. Severn war gerade einmal zwölf Jahre alt, als sie im Jahr 1992 auf der UN-Klimakonferenz in Rio de Janeiro sprach, in einer Zeit, in der Erwachsene es noch nicht gewohnt waren, sich von wütenden Kindern die Leviten lesen zu lassen und dabei brav zu lächeln. Genau das aber tat zum allgemeinen Erstaunen Severn Cullis-Suzuki, die daraufhin bekannt wurde als «das Mädchen, das die Welt zum Schweigen brachte» - zumindest für die sechs Minuten, in denen man ihr zuhörte.

Severn, Malala, Greta - drei Teenies, die in einem zeitlichen Abstand von fast dreißig Jahren mutig den Mächtigen die Stirn bieten, was bedeutet: Sie stellen sich Männern entgegen. Daran hat sich in all der Zeit wenig geändert. Noch immer sind es, von Ausnahmen abgesehen, Männer, die den Ton angeben, sei es in Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft. Frauenbewegung samt Quote haben auf diesem Feld erschreckend wenig erreicht.

Ganz anders ist das Bild bei den Teenie-Aktivist:innen: Hier haben vor allem Mädchen das Sagen. Nicht nur Greta. Zu ihr gesellen sich Emma González und Naomi Wadler in Washington, die Wijzen-Schwestern auf Bali und Natasha Mwansa in Sambia. Und ja: Es gibt tatsäch-

lich mehr Anführerinnen, die die Welt aufrütteln, als in ein Buch passen.

Zwar sitzen diese Rebellinnen weder in den Vorstandsetagen, noch bekleiden sie ein politisches oder sonstiges offizielles Amt, aber sie erobern einen Raum, der bislang ebenso stark männlich geprägt und dominiert war: den der öffentlichen Rede. So verschaffen sie sich Gehör.

«Frauen und Macht» lautet der Titel eines schmalen Bändchens der englischen Historikerin und Feministin Mary Beard, die in Cambridge unterrichtet. Es ist 2017 erschienen und behandelt das historische und kulturelle Schweigen der Frauen. Mary Beard sieht eine «kulturell heikle Beziehung zwischen der Stimme von Frauen und der öffentlichen Sphäre der Reden, Debatten, Stellungnahmen». Stößt es nicht bis heute negativ auf, wenn Frauen laut werden? Wenn ihre dünnen Stimmen ins Schrille kippen? Wie angenehm wirkt dagegen der dunkle männliche Tenor. Das Problem ist weniger banal, als man meinen möchte, und geht weit zurück in der westlichen Kultur, bis zu Homers «Odyssee». Schon da fährt der junge Telemachos seine Mutter Penelope an: «Die Rede ist Sache der Männer», sie solle sich um ihre eigenen Sachen, nämlich Spindel und Webstuhl, kümmern. Daran hatte sich in dreitausend Jahren Geschichte wenig geändert – bis jetzt.

Nun drängen die Mädchen laut und schrill in die öffentliche Sphäre, ohne Rücksicht auf ihre Tonlage. Ohne klassische Hosenanzüge der Frauen im Management, die sich auf dem Weg in die Chefetagen den Gepflogenheiten der Männer angepasst haben. Und natürlich gibt es genügend Männer, die die Mädchen am liebsten stoppen würden, sie lächerlich zu machen versuchen, sie nicht ernst nehmen – vom US-amerikanischen Präsi-

ten Donald Trump bis zum italienischen Populisten Matteo Salvini. Von ihnen wird später noch zu lesen sein.

Dies ist kein Buch, das sich aus Gründen des feministischen Geschlechterkampfes auf Mädchen konzentriert. Nein, auch junge männliche Rebellen spielen eine Rolle, doch sind sie in der Minderheit. Wer die Welt zeigen will, wie sie ist, stellt fest: Die Anführer von morgen sind vor allem Mädchen.

Es ist kein Zufall, dass es plötzlich so viele Mädchen gibt, die massenhaft Anhänger hinter sich scharen und zum Sprachrohr ihrer Generation werden. Es hat viel mit dem neuen Rollenverständnis der Generation Z zu tun, damit, dass sie mit digitalen Medien aufgewachsen sind, die sie über die Landesgrenzen hinweg miteinander verbinden. Und es hat etwas mit dem Ursprung ihrer Protestbewegung zu tun – dem Klimawandel. Nicht alle Rebellinnen werden durch den Klimawandel motiviert. Ihr Protest richtet sich gegen alle möglichen Missstände, gegen Kinderehe, Diskriminierung. Sie kämpfen für die Rechte von Minderheiten, ein selbstbestimmtes Leben. Aber der Klimawandel steht am Anfang, er ist der Ausgangspunkt des Aufbegehrens der Jugend gegen die Welt. Er hat der Jugend mit Greta Thunberg eine Stimme gegeben.

Viele sehen darin den Anfang einer neuen großen Jugendbewegung. Zum letzten Mal hat es einen solchen Aufruhr in den sechziger Jahren gegeben, als die Jungen gegen die Aufrüstung und den Vietnamkrieg auf die Barrikaden gingen. In Deutschland richtete sich der Protest gegen Alt-Nazis mit ihren bruchlosen Karrieren und das große Schweigen der Elterngeneration über die Gräueltaten der Hitlerzeit. Das befeuerte den Protest der Achtundsechziger, verhärtete die Fronten zwischen den Generationen.

«In Amerika hat der Vietnamkrieg als Trigger funktioniert, um eine ganze Generation zu radikalisieren», erläutert der Politikwissenschaftler Stephen Zunes von der University of San Francisco. «Der Klimawandel – fünfzig Jahre später – macht gerade genau das Gleiche mit den jungen Menschen.»

Das Erstaunliche, verglichen mit der früheren Außerparlamentarischen Opposition: Der Protest gegen den Klimawandel ist nicht nur weiblich. Er ist auch bunt. Noch nie sind so viele schwarze und indigene Mädchen auf die Straße gegangen. «Hier passiert etwas Außergewöhnliches», sagt die amerikanische Soziologin Dana Fisher von der University of Maryland. «Wir haben es mit einer neuen Protestwelle innerhalb der Gesellschaft zu tun, die von jungen Frauen angeführt wird.»

Fisher hat die Klimastreiks in Amerika genauer untersucht und dabei festgestellt: Sie werden zu 68 Prozent von Frauen organisiert, auch die Teilnehmer sind überwiegend (fast zu 60 Prozent) Frauen und Mädchen. Mehr als ein Drittel der Demonstrantinnen sind People of Color. Dies deckt sich mit den Ergebnissen einer Erhebung, die die Kaiser Family Foundation zusammen mit der Zeitung «Washington Post» durchgeführt hat. 46 Prozent der befragten Mädchen gaben an, dass für sie persönlich der Klimawandel «sehr wichtig» sei. Bei den Jungs galt das nur für 23 Prozent.

«Die weiblichen Anführerinnen erobern sich nun eine Domäne, die traditionell von weißen Männern besetzt ist», sagt Dana Fisher. Das macht sich inzwischen auch in den Berufsfeldern bemerkbar. Immer mehr junge Frauen drängen in Nichtregierungs- und Umweltschutzorganisationen und übernehmen dort Führungspositionen, wie eine Studie der «Green Diversity Initiative» belegt.

Das starke umweltpolitische Interesse junger Frauen liegt vermutlich darin begründet, dass Frauen vom

Klimawandel besonders stark betroffen sind. In vielen Regionen tragen Frauen traditionell die Verantwortung für die Versorgung der Familien. Untergehende Inseln, dürrgeplagte Savannen, überschwemmte Felder und Häuser – all diese klimatischen Verwerfungen bedrohen die Existenz von Familien. Zudem, so lauten die Schätzungen der Vereinten Nationen, sind unter denen, die aufgrund klimatischer Folgen gezwungen sind, ihre Heimat zu verlassen, 80 Prozent Frauen. Hinzu kommt das neue Rollenverständnis der jungen Generation. Bewegungen wie «Black Lives Matter», der «Women’s March» im Januar 2017 und die «Me Too»-Welle haben die öffentliche Debatte geprägt, die Gesellschaft aufgerüttelt und insbesondere junge Menschen sensibilisiert und zum Nachdenken gebracht; Diskriminierung, Machtmissbrauch und Übergriffe wurden zu wichtigen Themen.

Die Meeresbiologin Ayana Elizabeth Johnson ist sich sicher, dass «Black Lives Matter», der Protest nach verschiedenen brutalen Polizeiübergriffen gegen Schwarze, und «Me Too», die Bewegung gegen sexuelle Belästigungen nach den Vergewaltigungsvorwürfen gegen den Filmproduzenten Harvey Weinstein, die Türen für weibliche Führungspersönlichkeiten geöffnet haben. «Sie haben Platz geschaffen für neue Stimmen.» Die Naturwissenschaftlerin Johnson selbst ist neununddreißig Jahre alt und schwarz, hat das Urban Ocean Lab gegründet und ist eine dieser neuen, wenn auch nicht ganz jungen Stimmen in der New Yorker Klimabewegung. Das Klima, so meint sie, sei das verbindende Element zwischen den Menschen, die aus den unterschiedlichsten Gründen wachgerüttelt würden. Umweltschützern sei bewusst, dass Diversität kein «Nice-to-have» ist, sondern eine notwendige Voraussetzung, um zu gewinnen. Alle müssen sich zusammentun.

Herkunft definiert sich in dieser Generation neu, Hautfarbe oder ethnischer Hintergrund spielen erstmals eine untergeordnete Rolle, sie bestimmen nicht das Selbstbild. Es tritt die erste Generation junger Frauen und Männer auf den Plan, die sich über Landesgrenzen und Kontinente hinweg miteinander verbindet. Sie stehen zusammen in ihrem Kampf gegen den Klimawandel. Ihr Protest ist globaler Natur. Die blondbezopte Schwedin Greta Thunberg wird in Europa genauso umjubelt wie von ihren Mitstreiterinnen in Südamerika und Afrika.

In Amerika dagegen wird die jugendliche Klimabewegung von schwarzen Mädchen wie Isra Hirsi getragen. Die Tochter der Politikerin Ilhan Omar von der Demokratischen Partei verstand sich zunächst als schwarze, muslimische Aktivistin mit Wurzeln in Somalia und tat sich erst später im «Youth Climate Strike»-Komitee hervor. Die von Teenagern geführte Umweltbewegung «Zero Hour» hat Jamie Margolin, eine Schülerin mit lateinamerikanischen Wurzeln, ins Leben gerufen. Und als Greta Thunberg im September 2019 nach ihrer Atlantiküberquerung auf einem Segelboot in New York ankam, um dort vor dem UN-Hauptquartier zu protestieren, wurde sie offiziell in Empfang genommen von der vierzehnjährigen Latina Alexandria Villaseñor, Gründerin von «Earth Uprising», sowie Xiye Bastida, Jahrgang 2002, mit mexikanisch-chilenischen Wurzeln vom Stamm der Otomi-Toltec. Schon Monate vorher hatten sie sich über die sozialen Medien vernetzt und ausgetauscht. Fragt man die Jungaktivistinnen, warum es vor allem Mädchen sind, die die Klimabewegung vorantreiben, so antworten sie wie Alexandria Villaseñor: «Vielleicht können Frauen Dinge wahrnehmen, die Männer nicht sehen. Und vielleicht vertrauen wir eher darauf, dass wir den Wandel schaffen können, als Männer.»

Gemeinsam ist den jungen Anführerinnen eine eher bürgerliche Herkunft. Es ist nicht der Protest der ganz Armen, der Abgehängten oder Bildungsfernen. Viele der Rebellinnen wachsen in finanzieller Sicherheit auf, stammen aus Elternhäusern, in denen Bildung einen hohen Stellenwert hat. Viele ihrer Eltern waren oder sind selbst in Umwelt- oder Protestbewegungen aktiv oder unterstützen den Aufruhr der Kinder zumindest.

Der ähnliche familiäre Hintergrund übernimmt in der Generation eine wichtige verbindende Funktion: Sarah Hady Ammar zum Beispiel, eine Würzburger Studentin der Biomedizin im ersten Semester, die seit Jahren bei «Plant-for-the-Planet» aktiv ist, sagt über ihre Generation in einem Zeitungsinterview: «Dass viele von uns noch zu jung zum Wählen sind, heißt nicht, dass wir keine Meinung haben und keine Hoffnung.» Sie empfindet eine natürliche Nähe, Loyalität und Bindung zu Gleichaltrigen – egal wo sie leben. Als sie für «Plant-for-the-Planet» zehn Wochen in Mexiko war, hat sie dort bei «Freunden» gewohnt, mit denen sie seit Jahren in Kontakt steht, zum Teil ohne sie je persönlich getroffen zu haben. «Es gibt ein globales Bewusstsein und Verbindungen zu weit entfernten Menschen», sagt sie. Das gebe ihrer Generation «Motivation».

Experten bestätigen diesen Punkt. «Die junge Generation spricht mit einer Stimme, und das global», sagt der Zukunftsforscher Ulrich Reinhardt. Die Teilnehmer der Protestwellen seien sich über die Grenzen hinweg recht ähnlich, was Bildung und sozialen Hintergrund angehe. «Die Unterschiede zwischen armen und reichen Stadtteilen in Deutschland sind bisweilen größer als zwischen Mittelstandskindern in den Metropolen weltweit.»

[...]